
ASUKA
LIONERA
MAGICAL
MATES
AGENCY
LOOMLIGHT

ASUKA LIONERA

MAGICAL MATES AGENCY

LOOMLIGHT

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieser Roman enthält potenziell triggernde Inhalte. Auf S. 539 findest du eine Themenübersicht, die Spoiler für die Geschichte beinhaltet.
Obwohl die Liste nach bestem Wissen angelegt wurde, erhebt sie keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da Auslöser und deren Wahrnehmung vielfältig sein können.

Entscheide bitte für dich selbst, ob du diese Warnung liest. Gehe während des Lesens achtsam mit dir und deiner Gesundheit um. Falls du während des Lesens auf Probleme stößt und/oder betroffen bist, wende dich an deine Familie, Freunde oder auch professionelle Hilfestellen.

Wir wünschen dir das bestmögliche Leseerlebnis!
Asuka Lionera und das Loomlight-Team



Für alle, die an die wahre Liebe glauben
und sich von der Welt niemals einreden lassen,
dass echte Wunder unmöglich sind.



1

Warum ich ein feuchtes Abschlusszeugnis entgegennehme (und es mich nicht stört)

Priscilla

Wenn es stimmt, dass das Schicksal bereits zur Geburt Karten austeilt, dann halte ich seit meinem ersten Atemzug einen Royal Flush in Händen.

»Und zuletzt möchten wir unsere Absolventin mit der höchsten Punktzahl ehren.« Dekan Johnson macht eine dramatische Pause. »Priscilla Kellington.«

Ich erhebe mich mit einem Lächeln von meinem Platz, zupfe die sackartige rote Robe zurecht, die alle Absolventen der Fae Academy tragen müssen, und schreite nach vorn zur kleinen Tribüne, wo Dekan Johnson mich bereits erwartet. Bei jedem Schritt über den alten Stein der Akademie klackern meine Pumps.

Mit einem freundlichen Lächeln entblößt Dekan Johnson mehrere Reihen spitzer Zähne. Seine schwarze Robe umspannt seinen kräftigen, Fae-ähnlichen Leib und hält ihn gleichzeitig feucht, was für ihn als Haiwandler lebensnotwendig ist.

Es war eine Sensation, als er vor drei Jahren die Fae Academy übernahm. Ein Wegweiser in eine neue Zukunft, sagten einige. Der erste Schritt zum Verfall unserer Gesellschaft,

meinten andere. Im Gegensatz zu Fae wie mir ist er nicht für das Leben in diesem Teil von Skyreach City gemacht. Meerwesen wie er halten sich für gewöhnlich in den weitläufigen Gewässern im North End auf. Hier passt er sich äußerlich an und nur einige Merkmale verraten seine wahre Natur.

Dekan Johnsons geschuppte Haut schimmert gräulich im Licht der Kronleuchter, als er mir mein Abschlusszeugnis überreicht. Ich nehme es lächelnd entgegen und verlasse die Tribüne, die Finger fest um die edle Papierrolle geklammert, die an einigen Stellen etwas klamm ist. Dieses Stück Papier ist mehr als der Beweis dafür, dass ich vier Jahre praktisch für nichts anderes als mein Studium gelebt habe. Es ist mein Ticket in die Freiheit.

Trotz des Royal Flushes, den mir das Schicksal zugeteilt hat, hat mich Dekan Johnson nie bevorzugt. Nach allem, was mein Vater für ihn getan hat, ist das keine Selbstverständlichkeit. Ein paar andere Dozenten haben versucht, mir bessere Noten zu geben oder mich bloß bei leichten Fragen aufzurufen, damit ich mich nicht vor meinen Kommilitonen blamiere. Als mir das aufgefallen ist, habe ich ihnen nie wieder einen Grund dazu gegeben. Ich lernte wie eine Besessene. Ich meldete mich während des Unterrichts, wann immer ein Dozent eine Frage stellte. Dieses Zeugnis habe ich aus eigener Kraft verdient; nicht weil mein Nachname mir sämtliche Türen öffnete und mir zu viele oberflächliche Freundschaften einbrachte, die ich nicht vermissen werde.

Erst als ein Jahr nach meinem Studienbeginn Dekan Johnson die Akademie übernahm, erkannte ich, wie wohl ich mich fühlte, wenn ich einfach nur eine Studentin unter Hunderten war. Wenn mein Gegenüber nicht sofort katzbuckelte, sobald mein Familienname fiel. Dekan Johnson tat das nie, und dafür hat er sich meinen vollsten Respekt verdient.

Meinen Respekt und meine tiefe Dankbarkeit.

Denn dank Dekan Johnson weiß ich endlich, was ich mit meinem Leben anfangen will.

Gemeinsam mit den anderen Absolventen werfe ich die alberne rostrote Kappe in die Luft und jubele aus vollem Hals. Es fühlt sich ungewohnt an. Beinahe verboten. Sogleich schließe ich den Mund und spähe über die Schulter, doch kein tadelnder Blick ist auf mich gerichtet. Ich sehe nichts als die fröhlichen und teilweise erleichterten Mienen der anwesenden Eltern.

Weiter hinten entdecke ich Oscar, den Sekretär meines Vaters, der vornehm leise in die Hände klatscht. Seine Züge lassen keinen Rückschluss auf seine Meinung zu. Dass ich die Jahrgangsbeste werde, stand nie zur Debatte. Es war Gesetz. Wären meine Noten nicht gut genug gewesen, hätte mein Vater mit ein paar Scheinen nachgeholfen. Das musste er nicht, schließlich habe ich es aus eigener Kraft geschafft. Dennoch stehe ich inmitten meiner jubelnden Kommilitonen und spüre einen Anflug von Neid, als auch jene mit einem schlechteren Abschluss ein aufmunterndes Schulterklopfen ihrer Eltern erhalten. Oder eine Umarmung.

Ich bahne mir einen Weg durch den Pulk an Studierenden, mit denen ich die letzten vier Jahre verbracht habe. Die meisten kenne ich bloß flüchtig; nicht einmal die Hälfte könnte ich mit Vornamen ansprechen. Doch sie alle kennen meinen, machen mir Platz. Nicht wenige neigen ihre Köpfe respektvoll.

Ich kann nicht mehr zählen, wie oft ich ihnen gesagt habe, dass sie das lassen sollen. An meinem letzten Tag in der Akademie gebe ich das Unterfangen auf, lächele möglichst ungezwungen und eile zu Oscar, wo ich mir die Robe abstreife. Er hält mir seinen Arm hin, worüber ich das Stück Stoff hänge. Während ich noch an meinem braunen Blazer und der blütenweißen Bluse herumzupfe, um sie von den letzten roten Fusseln zu befreien, faltet Oscar die Robe ordentlich zusam-

men und sieht mich ausdruckslos an. Wie immer, wenn er auf weitere Instruktionen wartet.

Ich fahre mit den Fingern durch meinen blonden Zopf, den eine braune Schleife zusammenhält. »Bring mich nach Hause, Oscar.«

Er nickt und deutet mir mit dem freien Arm vorauszugehen. Die schwarze Limousine parkt direkt vor dem Eingang der Akademie. Seufzend verbeiße ich mir einen Kommentar.

Er hält mir die Tür auf und ich schlüpfe auf die Rückbank, wo mich kühle Luft empfängt. Noch immer umklammere ich mein Abschlusszeugnis wie einen heiligen Schatz. Nun, nachdem mein großer Bruder Eyrix offiziell zu Vaters Nachfolger bestimmt wurde, und ich meinen Abschluss geschafft habe, bin ich vom Haken.



Unser Zuhause ist mehr als ein Haus. Es würde mich nicht wundern, wenn wir bald unsere eigene Postleitzahl erhalten.

Die Villa thront auf einem Hügel im Central District, als wolle sie auf all die kleineren Gebäude um sie herum herabblicken, in denen Vaters engste Geschäftspartner samt ihren Familien, sowie einige Bedienstete wohnen. Wir haben sogar einen kleinen Lebensmittelladen, in dem ich mir alles aussuchen darf, was ich will, ohne dafür zu bezahlen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie verwirrt ich darüber war, als ich in der Stadt sowohl nach meinem Ausweis gefragt wurde als auch die Waren, die ich mir ausgesucht hatte, bezahlen musste.

Nahezu alle Angestellten auf dem Anwesen, Oscar eingeschlossen, sind Fae und einige Unterarten, wie Fairys. Ich mag ihre bunten, halb durchsichtigen Flügel; ihr Anblick zaubert mir stets ein Lächeln ins Gesicht. Wie auch jetzt, als Coralynn die Tür für mich öffnet. Aufgeregt zucken ihre Flügel

und werfen schimmernde Lichtpunkte in die imposante Eingangshalle.

»Herzlichen Glückwunsch zu Eurem Abschluss«, sagt sie freundlich.

Im Vorbeigehen schenke ich ihr ein Lächeln. »Du sollst mich doch nicht mehr so förmlich ansprechen. Aber danke.«

Ein wenig verlegen schlägt sie die Augen nieder und knetet mit den Händen den Rock ihres geblümten Kleides. Vor ein paar Jahren hätte sie noch die Angestelltenuniform getragen: ein schwarzes, knielanges Kleid, eine weiße Bluse und eine ebenso weiße Schürze. Doch seit auch meinem Bruder Eyrix Coralynns Schönheit aufgefallen ist, muss sie das nicht mehr. Sehr zum Verdruss unseres Vaters, der für seinen Sohn eine andere Frau im Sinn hatte als eine Fairy-Dienstmagd niederer Herkunft. Nicht, dass ich etwas auf dieses Gerede gegeben hätte.

Leider funktioniert unsere Gesellschaft so.

Meine Schritte hallen von den Marmorwänden wider, als ich durch die Eingangshalle gehe. Ihr Echo verfolgt mich, als wolle es mich verhöhnen, während ich die Stufen der Wendeltreppe hinauf zu Vaters Büro nehme.

Seit Wochen, wenn nicht gar seit Monaten habe ich mir bis ins kleinste Detail ausgemalt, wie unser Treffen verlaufen wird.

Nun fällt mir jeder Schritt schwerer. Meine Füße scheinen mit dem weißen, auf Hochglanz polierten Marmor unter ihnen zu verschmelzen. Und jedes penibel vorbereitete Wort flüchtet aus meinem Kopf.

Mitten auf der Treppe bleibe ich stehen. Ich könnte einfach in eines meiner Zimmer gehen und dort bis zum Abendbrot bleiben. Mich sammeln. Meine kleine Ansprache vielleicht aufschreiben. Und dann morgen …

Ich schüttele den Kopf. Meine Finger krallen sich fester

um mein Abschlusszeugnis, bis das Papier ein warnendes Rascheln von sich gibt. Eilig streiche ich es glatt.

»Entschuldige«, flüstere ich ihm zu, ehe ich tief durchatme und den Blick fest auf das obere Ende der Treppe hefte. Nein, ich werde mich nicht verkriechen und auf einen besseren Zeitpunkt warten! Das habe ich fast mein ganzes Leben lang gemacht.

Mit neuem Mut, aber ebenso langsam wie zuvor erklimme ich den Rest der Treppe, bleibe vor Vaters Büro stehen und hebe die Hand, um zu klopfen. Nutzlos verweilt sie einige Herzschläge lang in der Luft, bis ich mit meinen Handknöcheln gegen das dunkle Holz poche. Sogleich ertönt von innen ein herrisches »Herein!«, das mich zusammenzucken lässt. Der Drang, in eines meiner Zimmer zu flüchten, flammt erneut in mir auf. Stattdessen drücke ich die Klinke nach unten und betrete Vaters Arbeitszimmer.

Abgestandene Luft schlägt mir entgegen. Ich brauche ein paar Sekunden, um mich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Schwere Samtvorhänge schirmen so gut wie jedes Licht ab; bloß eine einzelne Lampe leuchtet auf Vaters Schreibtisch, der den Raum dominiert, ebenso wie die Anzeigen der Geräte, die in regelmäßigen Abständen ein Piepen von sich geben. Eine Decke liegt um Vaters Schultern, trotzdem weiß ich genau, zu welchen Stellen die Schläuche aus den Geräten verlaufen.

Ich kann mich nicht mehr an eine Zeit erinnern, als Vater gesund war. Oder wann er gelacht hat. Wahrscheinlich sind seine Lebensfreude sowie seine Gesundheit zusammen mit Mutter gestorben und liegen mit ihr begraben im Garten hinter dem Anwesen. Ich bin mir nie sicher, ob ich Mitleid mit ihm empfinden oder ihn für seine Gefühlskälte hassen soll, die über die Jahre auf meinen Bruder und teilweise auch auf mich abgefärbt hat. Auch wenn ich dagegen ankämpfe.

Ich bin nicht wie er. Und nun, da ich auf eigenen Beinen stehen kann, werde ich auch nie so werden müssen. Diese Gewissheit gibt mir den nötigen Mut, die Tür hinter mir zu schließen.

»Was machst du hier, Pri?«

Erst mit einiger Verspätung entdecke ich meinen Bruder Eyrix in einem der Sessel vor Vaters Schreibtisch.

Wie zur Antwort hebe ich mein Abschlusszeugnis an. »Ich habe mein Studium beendet.«

Trotz des schwachen Lichts erkenne ich, wie mein Bruder die Stirn runzelt. Mit seinem blonden Haar, das von kupferfarbenen Strähnen durchzogen ist, den grünen Augen und den spitzen Ohren ist er eine fünfzehn Jahre ältere und männliche Version von mir.

»Deine Abschlussfeier war heute?«, fragt er. Unglaube schwingt in seiner Stimme mit, gepaart mit einer Prise Schuld. Er schaut zu Vater, der keine Miene verzieht, ehe sein Blick wieder auf mir landet. »Wer war für dich da?«

Ich zucke möglichst desinteressiert mit der Schulter, obwohl es in meiner Brust sticht. »Oscar. Er hat Glückwünsche von euch ausgerichtet.«

Hat er nicht, und das wissen alle Anwesenden. Wäre da nicht die traurige Miene meines Bruders, könnte ich so tun, als würde es mir nichts ausmachen.

Vater verschränkt die knöchernen Hände vor dem Gesicht und stützt das Kinn darauf. War sein Gesicht bei meinem letzten Besuch bereits derart ausgezehrt? Im Gegensatz zu Eyrix und mir hatte er schon immer scharf geschnittene Wangenknochen, während seine Kinder die eher rundliche und weiche Gesichtsform seiner Frau geerbt haben. Zumindest kenne ich ihr Gesicht von Bildern. Heute wirken seine Wangen nicht scharf, sondern eingefallen. Seine Haut fahl und ledrig und die dunkelbraunen Augen stumpf.

»Du bist also endlich fertig mit deinem nutzlosen Studium.«

Sogar seine Stimme ist derart schwach, dass ich sie kaum über das allgegenwärtige Piepen hören kann, dennoch schneidet sich jede Silbe in mein Herz. Dass er meine Studienrichtung nie gebilligt hat, ist kein Geheimnis. Als seine Tochter hätte ich etwas Vernünftiges, wie er es ausdrückte, studieren sollen, wie BWL. Lernen, wie man Finanzen verwaltet und so. Wenn ich schon nicht neben meinem Bruder das Vermächtnis unserer Familie übernehmen wollte, sollte ich ihm wenigstens im Hintergrund zuarbeiten, wie es sich für eine fügsame Tochter und Schwester gehört.

Aber ganz gewiss hätte ich mir kein eigenes Leben aufbauen sollen. Lernen, wie ich ein eigenes Unternehmen gründe. Auf eigenen Beinen stehe. Im eigenen Licht, nicht im Schatten eines anderen. Auch wenn dieser andere mein Bruder ist, den ich liebe und der sein Bestes getan hat, um mir eine Familie zu sein, wäre das nicht das Leben, das ich für mich wünsche.

Zumal er seit einigen Jahren eine eigene Familie hat. Eine, die von Vater genauso wenig gebilligt wird wie meine Zukunftspläne.

So gesehen, sitzen Eyrix und ich im selben Boot. Das bedeutet jedoch nicht, dass er sich auf meine Seite stellt. Ein einziges Mal habe ich es gewagt, mich für seine Geliebte auszusprechen. Damals hätte ich beinahe all meine Träume zerstört.

Ich recke das Kinn und schenke Vater ein Lächeln, das sich falsch auf meinen Lippen anfühlt. Keine Ahnung, ob er es bemerkt, oder ob er tagein, tagaus mit so vielen falschen Lächeln konfrontiert ist, dass er den Unterschied zu einem echten nicht mehr erkennen kann. »Unsere Meinungen über mein Studium gehen auseinander. Aber ja, ich bin fertig.« Ich schreite zum Schreibtisch, jeder Muskel in meinem Körper ist

angespannt. Direkt vor Vater lege ich mein Zeugnis ab. »Und ich war die Beste des Jahrgangs.«

Auch wenn ich keine Reaktion erwartet habe, hat sich ein Teil von mir sie insgeheim gewünscht. Das merke ich nun, als Vater keine Miene verzieht. Ich warte ein paar Sekunden länger, die den Schmerz in mir bloß vergrößern.

Es ist Eyrix, der mich von meinem Elend erlöst. »Herzlichen Glückwunsch, Pri! Du hast so hart dafür gearbeitet.«

Ich will mich über seine Worte freuen. Will es wirklich. Aber ich schaffe es nicht. Niemand muss mir sagen, dass ich hart gearbeitet habe. Dass ich nahezu alles geopfert habe, um hier stehen zu können. All das weiß ich selbst. Und es gibt nur eine Person, die das ebenfalls anerkennen soll.

Vater schweigt eisern, während er meinen Blick erwidert.

»Was hast du jetzt vor?«, fragt Eyrix im verzweifelten Versuch, die Stimmung zu verbessern. Das hat er schon immer getan. Als könne er es nicht ertragen, wenn nicht alle um ihn herum fröhlich sind, reißt er stockende Gespräche an sich, erzählt Witze, macht Komplimente und schlichtet.

Mit einem leisen Schnauben, das über das Piepen nur ich hören kann, wende ich mich von Vater ab und konzentriere mich auf meinen Bruder. »Ich werde eine Agentur gründen.«

Er runzelt die Stirn. »Eine Agentur? Meinst du eine Art Modelagentur für Fae? Oder geht deine Idee eher in Richtung Ausbildung und Arbeit?«

»Weder noch«, antworte ich. »Ich gründe eine speziesübergreifende Partnervermittlung.«

2

Warum ich es für eine brillante Idee halte, das größte Tabu der Gesellschaft zu brechen (und was kann da schon schiefgehen?)

Priscilla

Die Stille im Raum ist ohrenbetäubend. Es ist, als hätten sogar die Geräte vor Schreck ihr Piepen eingestellt.

»Eine Partnervermittlung?«, fragt Eyrix ungläubig, während Vater entsetzt »Speziesübergreifend?« krächzt.

In unseren Geschichtsbüchern heißt es, dass es vor Urzeiten ständig zu Kriegen zwischen den verschiedenen magischen Völkern kam. Erst der Kampf gegen die magielosen Menschen einte sie. Nachdem die Bedrohung besiegt war, herrschte Frieden. In der Folge blieben die Völker unter sich. Die Meerwesen bevorzugten die Gewässer. Dryaden und Nymphen leben in den Wäldern. Zwerge schürften einst unter der Erde nach Schätzen und sind nun die verlässlichsten Bauarbeiter, um neue U-Bahn-Strecken zu erschließen. Wandler passen sich an die jeweiligen Vorlieben ihrer wahren Gestalt an. Und wir Fae stehen an der Spitze. Man könnte sagen, dass ich aus der Königsfamilie dieser Welt stamme. Unsere Aufgabe ist es, das Wohl aller im Blick zu behalten. Jedenfalls sollte es das sein.

In einer Großstadt – noch dazu in der Hauptstadt Skyreach City – lässt es sich nicht vermeiden, dass verschiedene Spe-

zies miteinander zu tun haben. Notgedrungen begegnen sie sich in überfüllten Zügen, müssen sich ein Taxi teilen, um noch rechtzeitig zur Arbeit zu kommen, oder stehen in Coffeeshops in Schlangen hintereinander. Doch nach ihrem Tagewerk kehren sie in die für sie typischen Stadtteile zurück. Es gibt eigene Schulen für Fae und Wandler. Eigene Bürogebäude für Dryaden. Eigene Läden für Satyre.

Wenn wir uns auf engem Raum bewegen, werden wir dazu angehalten, eine angepasste Gestalt zu wählen, was vor allem für große Wandler sinnvoll ist. Ein Walrosswandler nimmt mehr Platz ein als seine angepasste, Fae-ähnliche Form.

Nicht, dass ich das aus erster Hand wüsste. Als Mädchen aus gutem Hause besuchte ich stets die Schulen für höhergestellte Fae. Und genau deshalb hat mich Dekan Johnsons Ernennung zum Leiter der Fae Academy derart fasziniert. Als Haiwandler hätte ihm dieser Posten nicht zugestanden, doch seit einigen Jahren formiert sich ein Widerstand gegen die Herrschaft der Fae. Daher setzte mein Vater einen Haiwandler als Dekan ein; als Zeichen unseres guten Willens, sozusagen.

Während viele angesichts dieser Ernennung bereits vom »Untergang unserer Zivilisation« tuschelten, war sie für mich ein Zeichen.

»Wie kommst du auf die hirnrissige Idee, eine *speziesübergreifende*«, Vater speit dieses Wort förmlich aus, »Agentur zu gründen? Und noch dazu eine«, er schnappt entrüstet nach Luft, »Partnervermittlung?«

Ich deute auf mein Abschlusszeugnis vor ihm. »Wenn du dich ein wenig für mich interessieren würdest, wüsstest du, dass es das Thema meiner Abschlussarbeit war. Sie hat übrigens die höchste Punktzahl erhalten und einige angeregte Diskussionen angestoßen.«

Vater rückt seine Brille zurecht und beugt sich über das leicht zerknitterte Blatt Papier. »Die Kompatibilität der ein-

zelnen Völker und ihre Bedeutung für unser Fortbestehen«, liest er mit vor Verachtung triefender Stimme.

Mein Bruder zieht scharf die Luft zwischen den Zähnen ein. »Meinst du nicht, dass das ein bisschen radikal ist, Pri?«

»Keineswegs«, erwidere ich mit einem Lächeln. »Während meiner Recherchen bin ich auf einige Überlieferungen von Seelengefährten gestoßen, die nicht derselben Spezies angehören. Und das hat mich derart fasziniert, dass ich …«

Ich verstumme angesichts der fassungslosen Mienen vor und neben mir.

»Es gibt keine Seelengefährten aus unterschiedlichen Spezies«, erklärt mein Bruder, bevor die Stimmung endgültig kippt.

»Und das kommt ausgerechnet von dir?«

Er strafft die Schultern. »Coralynn ist eine Fairy und uns Fae so ähnlich, dass wir praktisch zur selben Spezies gehören.«

»Diese frühere Dienstmagd ist nicht deine Seelenpartnerin«, wirft Vater grummelnd ein.

Ein Muskel zuckt am Kiefer meines Bruders.

»Sie mag dir ein Balg geboren haben, aber das bedeutet nicht, dass …«

Eyrix schlägt mit der Faust auf den Tisch. Sowohl mein Vater als auch ich sind darüber so erschrocken, dass wir die Luft anhalten. »Ich habe akzeptiert, dass du Coralynn nicht billigst«, sagt Eyrix in gefährlich ruhigem Ton. »Und ich weiß, dass ich deine Meinung zu ihr nie werde ändern können. Aber ich dulde nicht, dass du schlecht von meiner Tochter redest.«

Seine Tochter Odessa ist ein Goldstück. Vor meinem Studium bin ich regelmäßig mit ihr Eis essen gegangen und habe das anschließende Schimpfen meines Vaters über dieses ungebührliche Verhalten stumm ertragen. Leider war es mir während meines Studiums nicht möglich, sie öfter zu besuchen. Sie

und Coralynn sollten ursprünglich in eins der Häuser nahe dem Anwesen ziehen. Doch Vater verbot es, als er vor knapp zwölf Jahren von Coralynns Schwangerschaft erfuhr. Sie verlor nicht nur ihren Job, sondern wurde auch vom Land unserer Familie gejagt. Eyrix hat ihr eine Wohnung in der Stadt besorgt, wo er sich so oft wie möglich aufhält. Nur selten begleitet Coralynn ihn hierher. Da sie mir vorhin die Tür geöffnet hat, muss es sich um ein wichtiges Treffen handeln. Eines, in das ich hineingeplatzt bin. Und wenn ich Vaters pulsierende Adern an Schläfe und Hals richtig deute, wird er heute nichts mehr zustimmen.

»Es tut mir leid«, flüstere ich.

Eyrix senkt den Blick und schüttelt leicht den Kopf. »Wir sollten gehen.«

Ich nicke, greife nach meinem Abschlusszeugnis und versuche, Vaters Zetern auszublenden, während ich gemeinsam mit meinem Bruder das Arbeitszimmer verlasse.

Wir ziehen uns in einen der Empfangsräume im Erdgeschoss zurück. Treffen mit meinem Vater laugen mich stets aus, deshalb lasse ich mich dankbar in einen der breiten Ledersessel gleiten, die im Halbkreis vor einem Kamin aufgereiht sind.

Manchmal frage ich mich, wie ich meine gesamte Kindheit und Jugend an diesem Ort ausgehalten habe, der bis in den hintersten Winkel von seiner Aura durchzogen ist. In Wahrheit hat mich das Leben in der Stadt nicht weniger Energie gekostet. Die allgegenwärtige Lautstärke und Enge, der Stress und die Hektik, gepaart mit all den verschiedenen Wesen waren ein Kulturschock für mich. Fast mein ganzes Leben war ich umgeben von anderen Fae und Fairys; bloß hin und wieder kamen Geschäftspartner anderer Spezies hierher, um mit Vater zu verhandeln. An den Gesprächen durfte ich nie teil-

nehmen, beobachtete die Besucher jedoch heimlich aus meinem Versteck aus dem Obergeschoss. Ich war fasziniert von ihrem anderen Körperbau, der oft nichts mit dem feingliedrigen Äußeren von uns Fae gemeinsam hat, von ihren Bewegungsabläufen – manche bewegten sich auf allen vieren oder flatterten die Treppenstufen hinauf –, von ihren unterschiedlichen Beschaffenheiten – Schuppen, Fell und Gefieder verschiedenster Farben und Muster.

Ich war so fasziniert von jedem einzelnen Besucher, der kein Fae war, dass ich es gar nicht erwarten konnte, während des Studiums auf den Campus zu ziehen und wenigstens während meiner Freizeit durch die Stadt zu wandeln. Leider befindet sich die Fae Academy ebenfalls im Central District, sodass ich selten andere Wesen zu Gesicht bekam, selbst wenn ich den Campus verließ.

»Das lief nicht wie erwartet«, murmelt mein Bruder neben mir, während er in den feuerlosen Kamin starrt.

Ich schenke ihm ein aufmunterndes Lächeln. »Vater wird sich beruhigen. Das tut er immer. Und dann kannst du ihn erneut aufsuchen.«

Eyrix stößt lang gezogen die Luft aus. »Ich glaube nicht, dass ich noch mal den Mut dazu aufbringe.« Als er den Kopf zu mir dreht, zupft ein winziges Schmunzeln an seinen Lippen. »Wobei mein Gesuch ihn aber sicher nicht so sehr aus der Fassung bringt wie deine Zukunftspläne. Eine Partnervermittlung? Dein Ernst?«

Ich nicke mehrmals hintereinander. »Ich war mir noch nie bei etwas so sicher. Das könnte unsere Gesellschaft revolutionieren. In den letzten Jahren haben sich bereits viele Restriktionen gelockert. Wir hatten an der Fae Academy sogar einen Haiwandler als Dekan. Etwas, was zu deiner Zeit an der Akademie undenkbar gewesen wäre.«

Mein Bruder massiert sich mit zwei Fingern die Schläfe.

»Das bedeutet noch lange nicht, dass ausgerechnet du eine solche Agentur gründen solltest, Pri. Du gehörst zur einflussreichsten Familie unseres Landes. Auch wenn du als Frau nicht das Familienerbe übernehmen kannst, sind viele Blicke auf dich gerichtet.«

Ich sehe auf meine im Schoß verkrampften Hände. »Du hältst es also … für eine dumme Idee?«

Er seufzt. Bevor er antworten kann, gesellt sich Coralynn zu uns und setzt sich auf die Armstütze von Eyrix' Stuhl. Sogleich lehnt er den Kopf gegen ihre Schulter, vergräbt das Gesicht in ihrem hellblonden Haar und atmet tief durch, während sie seine Hand hält.

Ich freue mich für die beiden. Gleichzeitig wird das neidvolle Pieksen in meiner Brust stärker. Während meiner Zeit an der Academy hatte ich einige feste Freunde – allesamt Söhne von Vaters engeren Geschäftspartnern oder die Sprösslinge einflussreicher Familien. Niemand, den ich für mich gewählt hätte. Ich hasste jede Sekunde, die ich mit ihnen verbringen musste.

Wenn ich Eyrix und Coralynn nur ansehe, spüre ich die Wärme ihrer Verbindung. Jedem muss auffallen, dass diese beiden Seelenpartner sind.

Ich freue mich von ganzem Herzen für meinen Bruder und gleichzeitig werde ich von Neid auf das, was er hat, innerlich zerfressen.

»Wenn ich Erfolg habe«, murmele ich in die entstandene Stille hinein, »und beweisen kann, dass auch Seelengefährten aus unterschiedlichen Spezies möglich sind, wäre das auch für euch beide von Vorteil. Du meintest zwar, dass uns Coralynn als Fairy ähnlicher ist als jedes andere Wesen, aber in Vaters Augen wird sie nie eine Fae sein. Das muss sie auch nicht. Wichtig ist nur, was ihr beide empfindet. Und darin liegt die Chance. Mit meiner Arbeit könnte ich womöglich sogar ein-

gefleischte Kritiker wie unseren Vater überzeugen. Meine Studien belegen, dass es möglich ist. Dass es durchaus vorkam – damals, bevor die Völker strikt getrennt gelebt haben. Dass es sogar heute noch vorkommt, aber niemand offen darüber redet, weil es …«

»Weil es sich nicht gehört«, beendet Coralynn mit sanfter Stimme meinen Satz. Ich werfe ihr einen entschuldigenden Blick zu, den sie mit einem Lächeln abtut. Das macht sie immer.

Genau wie ich.

Wir lächeln, weil es das einzige Mittel ist, das uns zusteht. Obgleich ich als Kellington-Tochter im Rang weit über ihr stehe, käme es für mich nie infrage, die Stimme zu erheben. Meine kleinen Rebellionen gegen meinen Vater, indem ich auf den Campus zog und selbst eine Studienrichtung wählte, sind das Höchste der Gefühle. Alle anderen Unannehmlichkeiten lächele ich weg, falte die Hände im Schoß und schweige.

Weil ich so erzogen wurde. Weil es das ist, was alle von einer Kellington-Tochter erwarten.

»Dein Erfolg steht noch in den Sternen«, sagt mein Bruder. »Wie willst du ihn erreichen? Vater wird dir kaum Geld geben, damit du diese Agentur gründen kannst.«

Natürlich wird er das nicht, hätte ich am liebsten gesagt. »Das ist mir klar. Deshalb spare ich seit einiger Zeit. Mit ein paar Nachhilfestunden konnte ich mir auf dem Campus etwas dazuverdienen. Und ein Dozent, der von meiner Idee sehr angetan war, hat mir dabei geholfen, ein kleines Büro mit dazugehöriger Wohnung zu finden.«

Weder das Büro noch die Wohnung, die nur aus einem Zimmer plus Bad besteht, werden etwas Besonderes sein. Doch es wäre mein eigenes kleines Reich.

»Hast du dir das Büro und die Wohnung vorher angesehen?«, fragt Eyrix.

Unruhig rutsche ich in dem riesigen Sessel herum. »Dazu hatte ich leider keine Möglichkeit. Oscar hätte es Vater gemeldet.«

Alarmiert richtet Eyrix sich auf. »Wieso? Wo ist dieses Büro?«

Ich sinke in mich zusammen, ehe ich wispere: »Im East End.«

Mein Bruder holt tief Luft, um gleich ein Donnerwetter über mir hereinbrechen zu lassen. Und er hätte jedes Recht dazu. Wenn es einen Teil von Skyreach City gibt, den jemand aus meiner Familie meiden sollte, ist es das East End.

Coralynns zierliche Hand an der Brust meines Bruders kommt dem zuvor. Sie neigt den Kopf, während sie mich betrachtet. »Warum ausgerechnet das East End?«

»Weil es das einzig bezahlbare Objekt war.« *Und es weit weg vom Anwesen ist*, füge ich im Stillen hinzu. Weit genug weg, damit ich ich selbst sein kann, ohne dass einer von Vaters Leuten mir ständig auf die Finger schaut, und ich aus eigener Kraft etwas erreichen kann, ohne dass Vater mir hinterher vorhält, ich hätte es bloß dank meines Namens geschafft.

»Aber das East End ist Wandlergebiet!«

»Das ist mir klar.«

»Dort leben …«

»Wandler«, falle ich meinem Bruder ins Wort. »Auch das ist mir klar.«

»Aber du bist …«

Ich reibe mir über die Stirn. »Eine Fae. Können wir das Ganze abkürzen? Wenn ich meine These beweisen will, werde ich das ganz sicher nicht im Central District tun. Aber dort draußen, in der richtigen Welt, wo nicht jeder sofort weiß, wer ich bin, habe ich eine Chance, wirklich zu *arbeiten*. Etwas zu erreichen. Ich muss nicht mehr nur das zweite Kind der Familie Kellington sein. Ich kann … *ich* sein.«

Und weil ich zum ersten Mal meinen eigenen Traum verfolgen kann.

Nur ich, Priscilla, und der Traum von einer Liebe, die Konventionen und Vorurteile überwindet. Um das zu erreichen, bleiben mir ziemlich genau drei Monate, wenn ich mit meinen übrigen Ersparnissen haushalte.

»Mir gefällt ihre Idee«, sagt Coralynn.

Eyrix wirft ihr einen verwirrten Blick zu. »Ach ja?«

Seine Geliebte nickt. »Sie ist neu und frisch. Das wird für eine Menge Gesprächsstoff sorgen.«

Eyrix seufzt. »Und für eine Menge Ärger. Bis die Wogen sich geglättet haben, werde ich unsere Bitte nicht vortragen können.«

»Weswegen warst du eigentlich hier?«, frage ich, teils aus Neugier, teils um von mir abzulenken.

Die beiden tauschen einen innigen, aber gleichzeitig traurigen Blick. »Ich wollte Vater bitten, Odessa anzuerkennen. Falls uns etwas passieren sollte und du … deinen eigenen Weg gehst.«

Ich schnappe nach Luft. »Gibt es einen Grund, warum ihr …?«

Eyrix schüttelt den Kopf. »Uns geht es gut, keine Sorge. Weder bei dir noch bei mir gibt es Hinweise auf Vaters Krankheit.«

Meine Schultern sacken erleichtert herab. Nach dem Tod unserer Mutter verschloss sich Vater innerlich. Da sie bei meiner Geburt gestorben ist, kann ich mich nicht an sie erinnern. Oder an einen liebevollen Vater. Eyrix erzählte mir, dass Vater sich nach Mutters Tod in die Arbeit flüchtete, bis er Blut hustete. Wir Fae sind mit einem langen Leben und guter Gesundheit gesegnet; Krankheiten sind bei uns eine Seltenheit. Meistens sind sie Folge von Unfällen oder Allergien. Vaters Krankheit gab den wenigen Ärzten in unseren Reihen Rätsel

auf. Die Maschinen, an die er seither angeschlossen ist, halten ihn am Leben, machen ihn aber noch verbitterter als ohnehin. Ihr Piepen erinnert ihn unentwegt an seine Schwäche. Daran, dass mit ihm etwas nicht stimmt. Was ihn wiederum dazu veranlasst, noch mehr zu arbeiten. Mehr zu erreichen. Und mehr von seinen Kindern zu erwarten.

»Wie steht es um Vater?«

Eyrix weicht meinem Blick einen Moment aus. »Nun ja, du kennst ihn. Er lässt sich von einer Krankheit nicht unterkriegen. Aber jedes Mal, wenn ich hierher komme, wirkt er blasser und eingefallener als bei meinem letzten Besuch. Seine Anwälte drängen ihn, seine Angelegenheiten zu klären.«

Meine Finger verkrampfen sich um den Stoff meines Rocks. Mein Vater mag zwar nicht gerade liebevoll sein, dennoch ist er mein Vater. Von seinem baldigen Tod zu hören, versetzt mir einen Stich.

Ich sehe, wie er dahinschwindet. Dennoch habe ich mich an die Gewissheit geklammert, dass wir Fae sind. Dass unsere Körper stark sind. Dass unsere Gesundheit widerstandsfähiger ist als die der anderen Völker. Dass Vater diese Krankheit früher oder später aus eigener Kraft überwinden wird oder dass seine Ärzte endlich die Ursache für sein Leiden finden.

»Zu diesen Angelegenheiten, die er klären soll«, fährt Eyrix fort, »zählt auch, dass er Odessa als seine Enkelin anerkennt. Ansonsten stünde sie, sollte Coralynn und mir etwas zustoßen, ohne einen Crescent da.«

Soweit ich weiß, hat Vater seine Enkelin bloß ein einziges Mal gesehen. Ein Blick auf ihre zarten, halb durchsichtigen Flügel genügte, um sie abzulehnen.

»Kannst du sie nicht anerkennen, wenn du … seine Position in unserer Familie eingenommen hast?«, frage ich meinen Bruder.

Es ist Coralynn, die den Kopf schüttelt. »So einfach ist das lei-

der nicht. Die Geschäftspartner eures Vaters wissen natürlich, dass Odessa Eyrix' Tochter und somit die Enkelin des Vorsitzenden ist. Doch solange er sie nicht offiziell anerkennt, wird sie immer …« Sie bricht ab und presst die Lippen zusammen.

Eyrix verzieht den Mund, ehe er sagt: »… ein Bastard sein. Und als solcher verfügt sie über keinerlei Privilegien. Ich kann sie anerkennen, und das werde ich natürlich tun, aber das wird nichts an der Meinung der anderen Fae-Familien ändern. Du weißt, wie verbohrt sie sind. Wie sie ihm nach dem Mund reden. Bloß Vater kann Odessa eine sichere Zukunft bieten, solange er noch lebt.«

Ich starre auf meine verkrampften Finger. »Entschuldige, dass ich dir dein Gespräch vermasselt habe. Es ist so viel wichtiger als mein Vorhaben.«

»Sag das nicht, Priscilla.«

Coralynns Hände tauchen neben meinen auf. Ich hebe den Kopf. Sie kniet vor meinem Stuhl, berührt nicht direkt meine Haut, und ich bin ihr dankbar dafür. Eyrix kommt ebenfalls herüber, stellt sich neben mich und drückt kurz meine Schulter, ehe er seine Hand zurückzieht.

»Bezeichne deinen Traum nie wieder als unwichtig«, bittet die Fairy, während ihre Flügel vibrieren und schillernde Lichtpunkte auf den blank polierten Boden und an die Wände zaubern. »Du hast dich dein ganzes Leben lang untergeordnet und das getan, was andere von dir verlangt haben. Ich freue mich für dich, dass du endlich deinen eigenen Weg gehst und deine Flügel ausbreitest.«

Ein Lächeln kribbelt in meinen Mundwinkeln. »Ich habe doch gar keine Flügel.«

Coralynn neigt den Kopf. »Natürlich hast du die. Selbst wenn sie nicht für jeden sichtbar sind, erkenne ich sie klar und deutlich. Du hast die größten und kräftigsten Flügel von uns allen. Du musst nur noch lernen, mit ihnen zu fliegen.«

Mit aller Macht brenne ich mir ihre Worte ins Gedächtnis und schwöre stumm, sie nicht zu enttäuschen.

»Du weißt, ich bin nicht glücklich darüber, dass dein Büro im East End ist«, sagt Eyrix, gefolgt von einem Seufzen. »Aber mir ist klar, dass du keine große Wahl hattest. Tu mir den Gefallen und pass gut auf dich auf. Wandler sind uns Fae nicht wohlgesonnen.«

Bis auf Dekan Johnson bin ich nur wenigen Wandlern begegnet. Sie nahmen nie Notiz von mir, sondern blieben unter sich – so wie alle anderen Völker auch.

Wenn es mir gelingt, meinen Teil dazu beizutragen, diese Trennung der Spezies zu verändern, könnte ich womöglich auch Vater davon überzeugen, dass Fairys – genau wie alle anderen Wesen – uns Fae gleichgestellt sind. Dann würde er seine Enkelin anerkennen. Alle würden davon profitieren, wenn ich Erfolg habe.

Und was könnte erfolgreicher sein als die Liebe?

3

Warum ich eine Ratte unter meinen Rock schauen lasse

Priscilla

Eyrix besteht darauf, mich persönlich zu meinem neuen Büro und der dazugehörigen Wohnung zu fahren. Oscar folgt uns mit einem Transporter, in den die Bediensteten meine Sachen geladen haben. Ich habe bloß das Wichtigste eingepackt. Da ich nicht weiß, wie groß die Wohnung ist, bin ich von den Maßen meines Zimmers auf dem Campus ausgegangen. Sollte ich mehr brauchen, kann ich es jederzeit holen.

Sobald wir den Central District, in dem ausschließlich Fae- und Fae-ähnliche Wesen leben, verlassen und die schmucken Häuschen im Rückspiegel kleiner werden, ändert sich unsere Umgebung. Ich entdecke keine penibel aufgeräumten Vorstadtgärten mehr. Keine kleinen Einfamilienhäuser. Stattdessen ragen neben mir Wolkenkratzer auf, die so hoch sind, dass ihre Spitzen im Dunst verschwinden. Enge Straßen, Hintergassen, in die ich mich auch bei Tageslicht nicht verirren will, und Reklametafeln, die heller scheinen als die Sonne, überfordern meine Sinne, sodass ich Eyrix' Frage erst bei seiner zweiten Wiederholung verstehe.

»Soll ich dich wirklich nicht hineinbegleiten?«

Ich reiße den Blick von den blinkenden Reklametafeln am Straßenrand los. Ihre Farben haben sich in meine Netzhaut

gebrannt, und ich muss mehrmals blinzeln, um die zweifelnd-ängstliche Miene meines Bruders klar zu erkennen.

»Ich komme zurecht«, versichere ich ihm.

Erst da fällt mir auf, dass wir angehalten haben. Ich angle nach dem Türgriff und nehme beim Aussteigen meine Umgebung in Augenschein. Mein gesamter Körper kribbelt vor Aufregung. Am Ende der Straße befindet sich ein Coffee Shop, der von Hexen geführt wird und die – laut der grellen Werbetafel – ihre Getränke mit Glücksshots versetzen. Oder mit einem Extrakoffeinboost. Oder mit Charmesirup, um beim nächsten Date zu punkten. Ich habe noch nie von so etwas gehört, weiß aber, dass ich es unbedingt ausprobieren muss.

Ein paar Häuser weiter befindet sich eine Wäscherei, die von Phönixwandlern betrieben wird, wenn ich das Logo beim Vorbeifahren richtig gedeutet habe. Auch ihre Dienste werde ich testen – vielleicht nicht unbedingt mit meiner Lieblingsbluse. Im Laden direkt daneben habe ich ein paar Wolpertinger gesehen, die an einer Salatbowl knabberten, die aus dem Reich der Dryaden stammt.

Alles um mich herum pulsiert vor lauter neuer Eindrücke. Verschiedene Wandlerspezies leben friedlich Tür an Tür.

Und ich werde ab heute ein Teil davon sein.

Eyrix hat direkt bei der Adresse geparkt, die ich ihm genannt habe. Das schmale Reihenhaus wirkt neben all den anderen voller Leben und Trubel trist. Keine blinkende Werbung, keine verzierten Fenster, keine Wesen, die ein und aus gehen. Bloß ein braun-graues Ungetüm aus Stein.

Aber das muss nichts Schlechtes sein. Bestimmt ist es sogar gut, wenn meine Agentur das einzige Aushängeschild dieses Hauses ist. Ich mustere das Erdgeschoss, das wohl mein Büro sein wird. Die Scheiben sind so schmutzig, dass ich nicht hineinsehen kann. Die Reklameschrift des Vorgängers wurde nur halb entfernt. Offenbar handelte es sich um einen Kreditver-

leih. Mein Blick huscht eine Etage nach oben, wo sich meine Wohnung befindet. Welche der Fenster wohl dazugehören?

Vor lauter Aufregung nehme ich einen zu tiefen Atemzug und muss sofort husten. Die Luft hier draußen kratzt fürchterlich in meinem Hals.

Sogleich ist Eyrix an meiner Seite. »Ich fahre dich zurück nach Hause.«

Ich wirbele zu ihm herum. »Auf keinen Fall! Das ist jetzt mein Zuhause.« Mit ausgestrecktem Arm deute ich auf das Haus, von dem bereits der Putz bröckelt.

Eyrix verzieht den Mund. Ich sehe ihm deutlich an, dass er am liebsten etwas darauf erwidern würde.

Doch das Einzige, was er sagt, ist: »Du wirst dich jeden Tag bei mir melden, verstanden? Wenn ich auch nur einen Tag keine Nachricht von dir kriege, komme ich persönlich her. Klar?«

»Glasklar«, sage ich lächelnd.

Oscar tritt zu uns und mustert seine Umgebung mit seiner vornehm-blasierten Art. Auch er muss kein Wort sagen – ich weiß auch so, was er denkt.

Hätte ich mir ein anderes Haus ausgesucht, wenn ich die Möglichkeit dazu gehabt hätte? Definitiv. Zwar habe ich noch keinen Fuß hineingesetzt, aber wenn es innen genauso vernachlässigt ist wie außen, wird es für mich ein ziemlicher Kulturschock werden. In Wahrheit freue ich mich genau darauf. Hier ist alles so, wie ich es mir vorgestellt habe. Bodenständig, etwas schmuddelig, aber voller Unterschiede.

»Soll ich Ihre Sachen hinaufbringen lassen, Miss?«, fragt Oscar mit gerümpfter Nase, nachdem er ein weggeworfenes, zusammengeknülltes Taschentuch mit seiner Fußspitze zur Seite geschoben hat.

»Stell die Kisten einfach im Hausflur ab«, sage ich. »Ich muss mich drinnen erst umsehen. Allein.«

Oscar und Eyrix tauschen einen Blick, mein Bruder schüttelt den Kopf und Vaters Sekretär gibt ein Seufzen von sich. »Wie Sie wünschen, Miss.«

»Jeden Tag eine Nachricht«, schärft Eyrix mir ein, ehe er sein Auto umrundet und einsteigt.

Ich hebe als Antwort meinen Daumen, während ich bereits den klimpernden Schlüsselbund aus meiner Umhängetasche ziehe. Er liegt schwer in meiner Hand. Noch nie zuvor habe ich einen Schlüsselbund besessen. Im Anwesen öffneten mir die Bediensteten die Tür und zu meinem Zimmer auf dem Campus gelangte ich mit einer Karte. Nun brauche ich drei Anläufe, bis ich den richtigen Schlüssel für die Haupttür zum Gebäude finde.

Als ich sie schließlich aufgestoßen habe, mache ich beinahe einen Schritt zurück. Nicht wegen der gestapelten Kartons und der unsauber geschichteten Papierstapel, sondern wegen des Miefs. Ich kann gar nicht sagen, wonach es riecht. Einmal gab es am Campus einen Wasserrohrbruch und in der dritten Etage stank es wochenlang nach abgestandenem Wasser. Das kommt dem nahe, nur viel schlimmer.

Mir sind die Blicke meines Bruders, der noch immer nicht weggefahren ist, und Oscars, der meinem Vater alles haarklein berichten wird, durchaus bewusst, deshalb straffe ich den Rücken und betrete das Gebäude.

Mein Weg führt mich nach links zu meinem Büro. Diesmal treffe ich beim ersten Versuch den richtigen Schlüssel, muss aber all meine Kraft mobilisieren, um die Tür aufzukriegen. Der Rahmen scheint verzogen, als wäre sie aufgebrochen und nur notdürftig repariert worden. Die schmuddeligen Scheiben der großen Fensterfront lassen das Tageslicht bloß spärlich herein. Auf dem hölzernen Empfangstresen hat sich eine dichte Staubschicht gebildet, die sich auf dem Boden fortsetzt. Im hinteren Bereich gibt es ein weiteres Zimmer, das ich als

Büro nutzen werde, sowie eine kleine Teeküche und eine Toilette, die allerdings bessere Zeiten gesehen haben. Das Herzstück ist der große Empfangsraum. Es wird mich eine Menge Arbeit und sehr viel Spülwasser kosten, dennoch sehe ich es bereits vor mir: Dort drüben wird eine kleine Sitzecke stehen, für mich und meine Kundschaft. Die Wände werde ich mit Fotos der Events schmücken. Und mit Bildern von Paaren unterschiedlicher Spezies, die dank dieser Events und der Arbeit der Agentur zusammengefunden haben!

Als ich die Augen schließe, erkenne ich es noch deutlicher. Jeden Winkel. Jedes kleine Detail. Die Erkenntnis, dass es mir gehört, dass ich alles davon frei bestimmen darf, lässt mich beinahe vor Glück jauchzen.

Ich verlasse die Agenturräume und ziehe die Tür hinter mir zu. Oscar hat damit begonnen, meine Umzugskartons im Flur zu stapeln, sodass ich mich durch sie und die Kisten anderer Bewohner zwängen muss, um zur Treppe zu gelangen. Bei jedem Schritt gibt das Holz ein bedrohliches Knarzen von sich. Nach dem Geländer greife ich nur bei der ersten Stufe, dann ziehe ich die Hand schnell zurück. Lieber nicht darüber nachdenken, warum es sich klebrig und pelzig gleichermaßen anfühlt.

Im ersten Stock reihen sich mehrere Türen im immer gleichen Abstand nebeneinander, nur anhand der Ziffern daneben kann ich sie unterscheiden. Meine Tür ist die Nummer zwei.

Als ich den richtigen Schlüssel hineinstecke, öffnet sich die Tür zu Wohnung drei hinter mir und eine Wandlerdame steckt den Kopf heraus. Mir stockt der Atem, als ich mich zu ihr umdrehe, um sie zu begrüßen.

Die Wandler, denen ich bisher begegnet bin, waren zumeist in ihrer angepassten Gestalt unterwegs. Auch Dekan Johnson blieb größtenteils angepasst; die mehreren Zahnreihen spitzer Zähne und die etwas gräuliche, stets feuchte Haut behielt er

bei. Das ist nicht ungewöhnlich; Wandler sind stolz auf ihre wahre Natur.

Die Dame mir gegenüber ist jedoch durch und durch ein Wandler. Ihr langer, schmaler Hals ist von bereits ergrauten Federn bedeckt; bloß hier und da blitzt noch eine blaue hervor. Auf ihrem Kopf stehen ein paar längere Federn wie eine Krone ab. Ihr spitzer Schnabel ist auf mich gerichtet, genau wie der Blick aus ihren tiefschwarzen Knopfaugen. Über ihren Schultern und Flügeln hängt eine Strickjacke aus greller Wolle und verwirrenden Mustern, die mir beim Betrachten Kopfschmerzen bereiten. Als sie einen Schritt auf mich zu macht, schleifen ihre Krallen geräuschvoll über die Dielen.

Nie zuvor stand ich einem Wandler, der sich in Gegenwart einer Fae nicht anpasste, so nah. Ich bin derart gefangen von ihrem Anblick, dass mir das Zusammenkneifen ihrer Augen entgeht.

»Dich habe ich noch nie hier gesehen, Kind«, sagt die Wandlerdame mit kratziger und gleichzeitig melodischer Stimme. Fast wirkt es, als hätte sie schon eine Weile nicht mehr gesprochen. Sie neigt den Kopf, wobei sie ihren langen Hals anwinkelt.

Mein Sprachzentrum hat sich offenbar verabschiedet, denn ich bin zu keiner Erwiderung fähig. Unweigerlich frage ich mich, wie sie ihren Alltag mit Flügeln bestreitet. Oder ob es Schuhe gibt, die sie über Krallen ziehen kann. Oder wie lange es dauert, bis ein Schluck Wasser ihren langen Hals hinabgerutscht ist.

»Starren ist unhöflich«, weist sie mich schroff zurecht.

Hastig senke ich den Blick. »Bitte verzeihen Sie. Ich habe nur noch nie …« Starr auf meine Schuhspitzen sehend, suche ich nach den richtigen Worten. »Sie sind die erste Wandlerin in ihrer wahren Gestalt, die ich von so Nahem sehe. Ich wollte nicht unhöflich sein. Ich bin bloß fasziniert.«

Die Dame gibt einen abschätzigen Laut von sich. »Wo haben sie dich denn laufen lassen?«

Ihre Frage ist rhetorisch und abwertend gemeint, das ist mir klar, trotzdem antworte ich: »Es ist mein erster Tag in diesem Viertel. Alles ist für mich neu und aufregend. Ich wollte wirklich nicht respektlos erscheinen. Entschuldigung! Ab sofort werde ich mir mehr Mühe geben.« Ich überlege, wie das richtige Protokoll für ein solches Aufeinandertreffen lautet. Händeschütteln fällt aus – sie hat keine Hände. Womöglich ist es bei Wandlern deshalb nicht üblich. Also neige ich freundlich den Kopf. »Mein Name ist Priscilla und ich bin Ihre neue Nachbarin. Und wie heißen Sie?«

Noch immer mustert sie mich aus zusammengekniffenen Augen. »Ich habe nicht davon gehört, dass eine der Wohnungen frei geworden ist. Oder sind die Oswalds endlich ausgezogen? Lange genug davon geredet haben sie ja.«

Ich lächele bemüht, weil ich keine Ahnung habe, was ich sonst tun soll. Wie muss ich mich verhalten, wenn das Gegenüber einem nicht den Namen nennen will?

»Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sage ich, als ich das unangenehme Schweigen nicht mehr aushalte. »Wir sehen uns bestimmt öfter.«

Mit den langen Federn ihrer Flügel, die sie ähnlich wie Finger krümmen kann, zupft sie an der auffälligen, aber leider geschmacklosen Strickjacke herum, wobei ihr Blick an mir auf und ab wandert. »Das bezweifle ich. So, wie du ausschaust, Kindchen, gehörst du nicht hierher. Und mit diesen spitzen Ohren erst recht nicht. Geh am besten dorthin zurück, wo du hergekommen bist.«

Ich straffe die Schultern. Mein Lächeln verrutscht. »Es tut mir leid. Sie werden sich zumindest für die nächsten drei Monate an mich gewöhnen müssen.«

Damit wende ich mich ab und stecke den Schlüssel ins Schloss zu meiner ersten eigenen Wohnung.

Im Inneren setzt sich der Eindruck von außen fort. Die geblümte, aber mittlerweile vergilbte Tapete pellt sich an einigen Stellen innerhalb der Wohnung von den Wänden. An anderen kann ich genau erkennen, wie groß die Schränke waren, die der vorherige Bewohner aufgestellt hatte.

Sobald ich einen Schritt hinein gemacht habe, schlägt mir der Gestank von ranzigem Essen entgegen. Da das Wohnzimmer, Schlafzimmer und die Küche quasi ein Raum sind und bloß durch eine hüfthohe Wand voneinander abgegrenzt werden, eile ich schnell zu dem Holztisch, der neben einer fleckigen Couch das einzige Möbelstück ist, schnappe mir die darauf vergessenen Teller und trage sie samt bereits pelzigem Inhalt ins Badezimmer, dem einzigen zweiten Raum meiner Wohnung. Nachdem ich die Überreste in die Toilette gekippt habe, öffne ich das winzige Fenster über der Badewanne, die auch als Dusche dient.

»Hier gibt's auch eine Menge zu tun«, murmele ich zu mir, den Blick auf die grünlichen Wasserflecken auf dem Wannenboden gerichtet.

Wenn ich mit dem Gröbsten fertig bin, sollte ich die Straße hinuntergehen, etwas im Coffee Shop kaufen und an die Türen meiner Nachbarn klopfen. Diesmal bin ich darauf vorbereitet, dass mir Wandler in ihrer wahren Form öffnen, und werde mich nicht erneut derart peinlich benehmen wie gegenüber der Vogeldame. Ich wünschte, ich könnte meinen ersten Eindruck wiedergutmachen und …

»Was glaubst du, was du da machst?«, piepst es aufgeregt direkt in meiner Nähe.

Ich zucke so erschrocken zusammen, dass die Teller in meinen Händen klirren und mir um ein Haar entgleiten.

»Hubert, hör sofort auf, nach oben zu starren!«

Ich wirbele herum, kann jedoch niemanden entdecken.

»Pass auf! Mit diesen Absätzen spießt du sonst noch jemanden auf!«

»Wer … Wer ist da?«, frage ich mit dünner Stimme, die schmutzigen Teller wie einen Schutzschild an mich gepresst.

»Hubert, jetzt reicht es! Wenn du ihr noch eine Sekunde länger unter den Rock starrst, reiche ich die Scheidung ein und lasse dich mit allen zwölf Kindern sitzen!«

Ich löse eine verkrampfte Hand von den Tellern und ziehe damit meinen knielangen Faltenrock beiseite. Und da sehe ich sie: eine Ratte in einem grünen Kleid, die winzigen Ärmchen in die Seiten gestemmt, während sie mich böse anfunkelt. Hastig mache ich einen Schritt von ihr weg.

»Ich sagte, du sollst aufpassen!«, wettert sie.

Endlich begreife ich auch, was sie meint, denn nun entdecke ich einen Rattenschwanz neben meinen Schuhen. Er lugt unter meinem Rock hervor. Mit angehaltenem Atem mache ich einen vorsichtigen Schritt zur Seite und entdecke eine zweite Ratte, die in ein rot-schwarz kariertes Hemd gekleidet ist. Anhand der Kleidung – und des sehr großen … *Hodens* am Schwanzansatz – gehe ich davon aus, dass es sich um einen Mann handeln muss.

Einen Rattenmann, der mit sehr verträumter Miene zu mir aufsieht.

»Was … was machen Sie in meiner Wohnung?«, ist das Erste, was aus mir hervorsprudelt.

»*Deine* Wohnung?« Die Rattendame streckt ihre spitze Nase noch weiter in die Luft. Ihre Tasthaare vibrieren aufgeregt. »Du meinst wohl ›unsere Wohnung‹. Du bist der Eindringling!«

»Das muss ein Missverständnis sein. Ich habe für die nächsten drei Monate die Wohnung Nummer 2 in diesem Haus gemietet, ebenso wie das Büro im Erdgeschoss.«

Die Rattendame bewegt die spitze Nase. »Das darf doch wohl nicht wahr sein! Hat dieser verdammte Kerl die Wohnung etwa schon wieder zweimal vermietet?« Wütend piep-

send und nur unterbrochen von ein paar Flüchen, bei denen mir die Ohren klingeln, huscht sie von links nach rechts.

»Ich habe die Wohnung und das Büro von einem meiner Dozenten bekommen«, werfe ich ein, als sie eine Pause zum Luftholen macht.

Ihre Nase richtet sich auf mich. »Von Floyd, oder?«

»Ich kenne ihn nur als Dozent Hammerth.«

»Floyd«, sagt sie mit einem Grummeln. »Dieser Kerl ist eine Seuche! Leider gehört ihm das Haus. Es ist eine Unverschämtheit, dass er diese Wohnung ständig doppelvermietet, nur weil wir nicht so viel Platz brauchen! Immerhin berappen wir die komplette Miete! Hubert, nun sag auch mal etwas dazu!«

Ich runzele die Stirn. »Moment, er streicht die doppelte Miete ein? Ich habe auch die komplette Summe für drei Monate im Voraus bezahlt.«

Die Rattendame bewegt die winzigen Arme, als würde das unsere Situation beschreiben. Während sie schimpft und der Rattenmann mich mit einem verträumten Blick mustert, überschlagen sich meine Gedanken. Mit den wenigen Ersparnissen kann ich mir unmöglich eine neue Wohnung mieten, und schon gar keine mit Büro. Aber ich kann auch nicht zurück zum Anwesen. Erst recht nicht am ersten Tag … Vater würde nicht müde werden, mir wieder und wieder vorzuhalten, wie töricht mein Vorhaben doch war. Ich könnte nie meine unsichtbaren Flügel ausbreiten. Ganz zu schweigen von den anderen Erwartungen, die ich dann erfüllen müsste …

Also greife ich nach dem einzigen Strohhalm. Darauf bedacht, meinen Rock so zu falten, dass niemand darunterspähen kann, gehe ich in die Hocke. »Wenn Sie erlauben, hätte ich einen Vorschlag.«

Die Rattenfrau hält in ihrem Schimpfen inne und mustert mich. »Du redest komisch. Irgendwie hochgestochen.«

»Vornehm«, wirft der Rattenmann ein. »Genauso habe ich mir die Fae immer vorgestellt. Und mit Beinen bis zum Himmel, die …« Dafür erntet er einen Schlag auf den Hinterkopf von seiner Frau.

Ich übergehe ihre Anmerkungen. »Es war nicht meine Absicht, Ihnen diese Wohnung abspenstig zu machen und …«

Die Rattendame hebt die Hand. »Moment, Kleine. Kannst du bitte normal reden, damit wir dich auch verstehen? Wir sind einfache Leute. Gut möglich, dass wir nicht kapieren, was du uns sagen willst, und wir dich deshalb in den Knöchel beißen.«

»Ähm …«

Ich blinzele perplex. Nicht wegen ihrer Drohung, sondern weil mir noch nie jemand gesagt hat, ich würde seltsam reden. Auch die Vogeldame vorhin hat so etwas angedeutet. Lag das etwa ebenfalls an der Art, wie ich mit ihr sprach?

Mehrmals öffne und schließe ich den Mund, ohne dass ein Ton herauskommt.

»Bitte entschuldigt.« Ich räuspere mich. Allein, dass ich jemanden, den ich nicht näher kenne, nicht sieze, geht gegen meine komplette Erziehung und fühlt sich falsch an. »Ich wollte nicht in eure Wohnung platzen. Mir wurde gesagt, sie wäre frei. Ich wollte sie euch nicht stehlen oder euch …« Wie lautet das umgängliche Wort dafür? »… rausekeln.« Die Silben schmecken herb auf meiner Zunge.

Die Rattendame nickt, offenbar beruhigt, was mich ermutigt.

»Ich habe die Wohnung und das Büro im Erdgeschoss für drei Monate im Voraus bezahlt. Wäre es möglich, dass ich so lange bleibe? Ansonsten kann ich nur nach Hause zurück … und das ist wirklich die letzte Option für mich.«

Die beiden Ratten tauschen einen langen Blick. Es ist der Mann im karierten Hemd, der sich wieder an mich wendet.

»Wir leben größtenteils in den hohlen Wänden der Wohnung. Für uns ist es sowieso viel zu viel Platz.«

»Für drei Monate werden wir damit klarkommen, dass du hier wohnst«, fügt die Frau hinzu, ehe sie mir ihre winzige Pfote hinstreckt. »Ich bin übrigens Maria. Und das ist mein Mann Hubert.«

Behutsam lege ich die ausgestreckten Zeigefinger gegen ihre Pfote. »Mein Name ist Priscilla. Freut mich, eure Bekanntschaft zu machen. Ich verspreche, dass ihr mich kaum bemerken werdet. Die meiste Zeit werde ich arbeiten.«

»Was arbeitest du denn?«, fragt Hubert.

Ich spüre, wie mein Gesicht sich aufhellt. Voller Tatendrang berichte ich ihnen von meinem Studium, der Begegnung mit Dekan Johnson, meiner hochgelobten Abschlussarbeit und meinem Traum von einer speziesübergreifenden Partneragentur. Mit jedem Wort werden Marias und Huberts Mienen zweifelnder. Am Ende haben sie die Augen so weit aufgerissen, dass ich fürchte, die schwarzen Knöpfe könnten ihnen jeden Moment aus den Höhlen rollen.

»Das ist …«, setzt Maria an.

»Ambitioniert«, kommt ihr Hubert mit einiger Verspätung zu Hilfe.

Ich streiche mir eine blonde Haarsträhne aus der Stirn, die sich aus meinem Zopf gelöst hat. »Ich weiß. Ihr seid nicht die Ersten, die mir das sagen. Aber ich glaube fest daran.«

»Also ich hätte nichts dagegen, ein paar deiner Fae-Freundinnen vorgestellt zu kriegen und …«

Marias Schlag lässt Hubert ein paar Schritte nach vorn stolpern. Mit gesenktem Haupt reibt er sich über den Hinterkopf.

»Hör nicht auf diesen Trottel«, sagt Maria. »Er ist Vater von sechsundvierzig Kindern. Von zwölf allein in diesem Wurf. Und Großvater von …« Sie hält kurz inne und bewegt die Fin-

ger, als müsste sie nachzählen. »Es müssten irgendwas um die zweihundert sein, wenn mich nicht alles täuscht.«

»W-Wie viele?«

Sie winkt ab. »Ganz normal bei uns Nagern. Nur die Wolpertinger haben noch mehr Nachkommen als wir. Vor ein paar Jahren gab es aus den Regierungskreisen sogar den Vorschlag, uns Verhütungsmittel zu verabreichen, damit wir uns nicht mehr so zahlreich vermehren. Zum Glück haben die Wandler diesen Gesetzesentwurf abgeschmettert.«

Mein Kopf schwirrt.

»Jedenfalls redet mein Mann gern viel und schaut allen möglichen Frauen hinterher, aber er weiß, dass zu Hause gegessen wird.«

Ich habe nicht den blassesten Schimmer, was sie damit meint, nicke aber zustimmend.

»Nun, ich …« Verzweifelt suche ich nach einer Möglichkeit, diesem Gespräch zu entfliehen. »Im Flur stehen noch ein paar Kisten, die ich hochtragen muss. Wenn ihr mich also entschuldigt …«

Nachdem ich alle Kisten nach oben getragen und notdürftig an den richtigen Orten verstaut habe, mache ich mich ans Putzen. Dabei gehen mir Maria, Hubert und ihre zwölf Rattenkinder, die zwischenzeitlich aus der Nagerschule gekommen sind, zur Hand.

Maria stellt sie mir alle vor, aber ich kann sie weder auseinanderhalten noch mir alle Namen merken, also gebe ich es irgendwann auf und lächle einfach nur.

Aufgrund ihrer geringen Größe ist ihre Hilfe kaum der Rede wert, trotzdem freue ich mich darüber. Mit winzigen Putzläppchen in ihren Pfoten huschen sie über den staubigen Boden, während ich mich zunächst auf die Oberflächen konzentriere,

an die sie nicht herankommen. Als ich damit fertig bin, geht die Sonne bereits unter.

Ich eile zum Coffee Shop am Ende der Straße, um einen Tee mit Ausdauershot für mich und ein paar süße Gebäckstücke für meine fleißigen Untermieter zu holen. Gierig machen sich die vierzehn Nager über die drei Zimtschnecken her, die ich ihnen auf der Papiertüte auf den Boden lege.

»So etwas Gutes hatten wir schon lange nicht mehr!«, jauchzt eines der Rattenmädchen, deren Tasthaare von der Zuckerglasur leicht verklebt sind.

Ich habe neben ihnen auf dem Boden Platz genommen und nippe an meinem Tee. Schon nach dem ersten Schluck durchströmt mich neuer Tatendrang. Diese Shots sind echt ihr Geld wert!

»Was esst ihr sonst?«

Maria sieht zu mir auf. »Was es im Nagersupermarkt gibt.«

»Oft sind es Reste von Lebensmitteln, die die Wandler nicht wollen«, wirft einer der Jungs ein, bevor er sein halbes Gesicht in der Zimtschnecke vergräbt.

Ich runzle die Stirn. »Ihr esst … Reste? Also Müll?«

»So schlimm ist es nicht«, sagt Maria hastig. »Es ist kein Müll. Nur das, was eben … übrig geblieben ist. Wir brauchen ja auch nicht so viel.«

Im Grunde hat sie recht: Selbst bei vierzehn ihrer Spezies wird von den drei Zimtschnecken noch genug übrig bleiben, um sie zwei volle Tage satt zu machen. Trotzdem sperrt sich alles in mir gegen die Vorstellung, dass einige Spezies nur aufgrund ihrer Größe mit minderwertigem Essen abgespeist werden. Zwar verschiebe ich dieses Thema auf später, werde aber bei der ersten Gelegenheit meinen Bruder fragen, ob er daran etwas ändern kann.

Nachdem mein Tee leer ist, packe ich noch die erste Kiste aus, damit ich morgen etwas Frisches zum Anziehen habe, und

krame einen Bettbezug hervor, den ich über das Schlafsofa werfe. Wer weiß, was darauf schon alles passiert ist …

In meiner Unwissenheit bin ich davon ausgegangen, dass die gemietete Wohnung wenigstens teilmöbliert ist, wie mein Zimmer auf dem Campus, aber bis auf den Tisch – ohne Stühle – und das durchgesessene Sofa ist sie leer. In der Küche sind weder Teller – bis auf die beiden, die schon Schimmel angesetzt hatten – noch Besteck oder Töpfe in den Schränken zu finden. Meine finanziellen Mittel werden weder für den Möbelkauf noch für ständige Take-aways reichen …

Nachdem ich den Bettbezug so auf dem Sofa drapiert habe, dass nichts mehr von dem verblichen-geblümten Muster zu sehen ist, greife ich nach meinem Handy und sende meinem Bruder eine Nachricht.

Ich:

Tägliches Update: Ich lebe noch. Meinst du, es wäre möglich, dass ich mir ein Besteck, Töpfe und Teller aus dem Anwesen leihe? Ich bringe es in drei Monaten zurück.

Eyrix:

Hast du so was etwa nicht in deiner Wohnung??

Ich:

Nein, sonst würde ich nicht fragen.

Eyrix:

Was hast du denn dort?

Ich:

So gut wie nichts. Bin für alles dankbar, was ich leihen kann.

Seine Antwort lässt eine Weile auf sich warten. Ich sehe förmlich vor mir, wie er sich mit einer Hand die Schläfe massiert und den Drang niederringt, mich sofort abzuholen.

Eyrix:

Oscar wird dir alles bringen. Ich gebe mein Bestes, um es an Vaters wachsamen Augen vorbeizuschmuggeln.

Ich:

Danke, hab dich lieb!

Eyrix:

Pass auf dich auf, Pri!

Mit einem Lächeln drücke ich das Handy an meine Brust. Ohne meinen Bruder wäre ich erledigt. Ein Teil von mir fühlt sich schrecklich dabei, dass ich ihm solche Probleme bereite. Wäre ich einfach seine Mitarbeiterin geworden, hätten wir es alle leichter. Und bestimmt hätte er Vater davon überzeugt, Odessa anzuerkennen. Stattdessen liege ich mit grummelndem Magen verschwitzt auf einer durchgesessenen Couch.

Aber es bringt nichts, mich schlecht zu fühlen. Ich habe mich bewusst für diesen Weg entschieden. Da werde ich mich von ein paar Rückschlägen – und erst recht nicht wegen fehlender Löffel! – nicht einschüchtern lassen!

Zunächst brauche ich eine Dusche und etwas zu essen. Morgen widme ich mich meinem Büro, damit ich so schnell wie möglich öffnen kann.

Marias Kinder liegen mit vollen Bäuchen schlafend überall in der Wohnung herum, sodass ich bei jedem Schritt darauf achten muss, auf keines von ihnen zu treten.

Im Bad schließe ich die Tür hinter mir und drehe das Wasser der Dusche auf. Der erste Schwall ist braun, und ich bin

schon kurz davor, müffelnd in der Straße nach einem Speiselokal zu suchen, das noch geöffnet hat. Doch dann rauscht klares Wasser aus dem Hahn; dennoch beeile ich mich mit der Dusche.

Als ich endlich das Gefühl habe, frisch zu sein, ziehe ich den Vorhang beiseite, um mich abzutrocknen. Ich erstarre, als eine große Ratte – Hubert – im Waschbecken hockt und dort sein Geschäft verrichtet.

Und mich aus aufgerissenen Knopfaugen anstarrt.

Mit einem schlecht unterdrückten Schrei reiße ich den Vorhang zurück, um mich zu bedecken. Meine Wangen brennen wie Feuer.

»Was machen Sie in meinem Badezimmer?«

»Was ist los?« Marias Stimme dringt durch den Vorhang zu mir. »Hubert, was tust du da?«

»Ich kann jetzt zufrieden sterben«, säuselt ihr Mann.

Ich möchte vor Scham im Boden versinken … Mit beiden Händen halte ich den Duschvorhang vor mich, spähe darüber und reiße mich, so gut es geht, zusammen. »Warum sind Sie im Badezimmer, während ich dusche? Und wieso koten Sie ins Waschbecken?«

Memo an mich: Die Spüle in der Küche fürs Zähneputzen und Gesichtwaschen benutzen.

»Beruhige dich, Kindchen«, sagt Maria. »Wir haben zwischen den Wänden keine Toilette und können den Deckel im Bad nicht öffnen. Also nutzen wir das Waschbecken.«

Mein Hunger ist verflogen; nun ist mir speiübel.

»Das … Das ist unhygienisch. Bitte hören Sie damit …«

»Wir waren bereits beim Du«, unterbricht sie mich.

Ich atme tief durch. »Könnt ihr euch eine andere Stelle für … eure Notdurft suchen?«

»Notdurft?« Maria verzieht spöttelnd ihren kleinen Mund. »Aus welchem Jahrhundert haben sie dich denn entführt, dass du Kacke als Notdurft bezeichnest?«

Ich winde mich innerlich bei dem Wort »Kacke«, bringe es aber letztendlich über die Lippen. »Könnt ihr woanders hinkacken? Und … pinkeln? Vorzugsweise in die Toilette und nicht in die Wohnung.«

»Wie ich schon sagte, wir …«

»Würde es gehen, wenn der Toilettendeckel offen bleibt?«, unterbreche ich sie.

Maria wirft einen Blick auf die Toilette neben dem Waschbecken. »Ja, das sollte gehen. Ich sage es den Kindern. Und du, mein Lieber, hast gleich eine Menge zu erklären!«

Unter wild piependem Schimpfen scheucht sie ihren Mann aus dem Bad. Diesmal sehe ich auch, wie sie es trotz geschlossener Tür betreten können: Zwischen dem Türsturz und der Wand ist ein Riss, der unten in ein Loch mündet, das gerade groß genug für die ausgewachsenen Ratten ist. Ich werde mir etwas einfallen lassen müssen, wie ich Hubert daran hindere, mich beim Duschen zu bespannen …

Eilig trockne ich mich ab, schlüpfe in eine weite braune Hose, die ich meist nur zum Schlafen trage, und ein luftiges beiges Shirt. Die noch nassen Haare drehe ich mir auf dem Kopf zusammen, schlüpfe in meine Schuhe und verlasse die Wohnung auf der Suche nach was Essbarem.

Ende der Leseprobe

Wie es mit Priscilla, Duskace und der Agentur weitergeht, liest du ab dem 26. Januar 2027.

MAGICAL MATES AGENCY

von Asuka Lionera

Klappenbroschur, 544 Seiten
Erstauflage mit Farbschnitt
ISBN 978-3-522-90040-9

Jetzt vorbestellen:

www.asuka-lionera.de/magical-mates-agency

Content Note

Krankheit
Tod naher Angehöriger
Physische und psychische Gewalt
Finanzielle und familiäre Abhängigkeitsverhältnisse
Diskriminierung

Lionera, Asuka
Magical Mates Agency
ISBN: 978-3-522-90040-9

Umschlagillustration, -typografie und Farbschnitt: Laura Marye
Illustration Karte: Asuka Lionera
Satz: Swabianmedia, Eva Mokhlis, Stuttgart
Reproduktion: DIGIZWO Kessler + Kienzle GbR, Stuttgart
Druck und Bindung: CPI books GmbH
© 2027 Asuka Lionera
© 2027 Loomlight, ein Imprint der Thienemann-Esslinger Verlag GmbH (Originalausgabe), Blumenstraße 36, 70182 Stuttgart
Bei Fragen zum Produkt: service@thienemann.de
1. Auflage 2027
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Agency GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
www.thienemann.de